

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 23

Artikel: Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]
Autor: Vuilleumier, J.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

3. Fortsetzung

Am unruhigsten rumorte Grossvater Frei in der Wohnung herum. Jeden Tag bestimmte er neu, was mitzukommen und was hier zu bleiben habe. Er lag durch die Nächte hindurch wach, murmelte, dass man ihn nebenan hörte, machte Licht und schrieb sich mit zitternder Hand die letzten Einfälle auf, um sich am Morgen ihrer zu erinnern.

Als die Stuben leer standen, die Koffer gepackt waren, um abgeholt zu werden, als nichts mehr zu ändern und neu zu ordnen war, vernahm Trini dennoch, wie Grossvater sich nachts erhob, auf nackten Füßen im langen Nachthemd, die Zipfelmütze über den wirren Haaren nach der Wohnstube täppelte. Dort öffnete er mühsam die Koffer und Kisten, die seine eigenen paar Habseligkeiten enthielten, löste die Knoten der Stricke, räumte alles aus. Hatte er etwas Wichtiges einzupacken vergessen? Er fand es zuunterst und begann sofort wieder, sorgfältig die Dinge zu verstauen, hatte Mühe, sie wie ein Zusammensetzungsspiel genau zu ordnen, damit der Deckel sich schliessen liess.

Zufrieden täppelte er nach seinem Schlafzimmer zurück, um am hellen Tag von neuem wieder alles auspacken und anders einräumen zu wollen. Bald wäre es zu einem ernstlichen Streit zwischen ihm und Peter gekommen, der die Geduld verloren hatte und fürchtete, da die Transportgesellschaft ihre Camions zum Abholen der Koffer schicken, lägen Grossvaters Habseligkeiten wieder in allen Zimmern verstreut. Aber auch das ging vorüber. Und als sie nun am letzten Abend in der leeren Stube sass, um den Tisch, der ihnen geblieben war, den der Käufer erst nach ihrer Abreise in Besitz nehmen wollte, da war die Ruhe in allen gross und glücklich, dass dieser erste Schritt erledigt sei.

„Nur noch Eines... wann gehen wir miteinander?“ fragte Trini.

„Wann du willst.“

Es ist spät nach Mitternacht, da Trini und Peter miteinander die vielen Treppen des Mietshauses hinuntersteigen. Mutter hat sich erschöpft schlafen gelegt. Grossvater Frei war in seiner Kammer

verschwunden, nachdem er noch eine Weile mit seiner kostbaren Geige geplaudert hatte, als rede er ihr Mut zu für das Abenteuer, das ihr bevorstand. Dann war es auch in seinem Zimmer still geworden.

Nun liegen die Strassen völlig verlassen in der dichten Herbstnacht. Wenige Laternen brennen. Die Schatten stehen vor die Häuser gelehnt, als stützten sie die Mauern, deren Fenster im Schlaf geschlossen sind. Es fällt Trini auf, wie ihre eigenen Schritte hallen, diejenigen Peters lärmend noch lauter. Da geben sie sich beide wie auf Abmachung Mühe, leise zu gehen, auf den Zehen fast, als hätten sie etwas Heimliches vor, als möchten sie die Nacht nicht aufwecken. Sie reden lange kein Wort miteinander.

„Hast's gut eingewickelt?“ fragte Trini endlich flüsternd. Peter nickt: „mhm“ —

Querstrassen kreuzen. In der Ferne taucht der Platz mit seinen Bäumen auf. Dort wacht ein Brunnen und plätschert. Man hört sein Plaudern bis hierher. Sonst dringt kein Laut aus dem stillen Quartier mit seinen gleichmässig vierseitig geschnittenen Häuserblöcken, kein Licht fällt aus einem Fenster, kein Windzug streicht um die Dächer, über welchen ein niedriger, flacher Himmel hängt.

Nun rauscht der Rhein.

Peter und Trini schreiten hastiger aus, als ob der Strom ihnen rufe. Die leere Brücke scheint ihnen viel breiter zu sein als am Tag. Auch hier zeichnen nur wenige Laternen ihre unbestimmten Kreise über die Fahrstrasse.

„Wir gehen bis zum andern Ufer, wo die Strömung am stärksten und am lautesten ist“, haucht Peter, als er merkt, wie Trini ihre Schritte verlangsamt. Unter den ersten Brückenjochen liegen die hellen Kiesel und Steine bis weit in den Fluss hinaus, der um diese Jahreszeit wenig Wasser führt. Trini gehorchte wortlos. Sie bleibt neben Peter stehen, als er nun über dem fernen Joch anhält und in den Rhein hinunterblickt.

Achsel an Achsel warten sie nebeneinander am Geländer, neigen sich darüber, staunen in die schwarzen Wellen hin-

unter, die rauschen und eilen, als ob es für sie nie Nacht und Stille gäbe.

Sie schauen lange wortlos den Wassern nach, blicken lange miteinander zum Himmel, der sich vor ihnen niedrig und ohne Stern endlos über die tiefer liegenden Ufer dehnt, weit, weit im Norden verblassen. Er hat sein eigenes, mildes Licht, sein eigenes, stumpfes, seltsames Wesen.

Unter dem Joch hervor kriecht der kühl Wind über die leere Brücke. Trini und Peter frösteln, drängen sich näher aneinander und wachen aus ihrem Sinnen auf. Endlich zerrt Peter das kleine, dicke, schwere Paket aus seiner Tasche. Er hält es eine Weile in seiner bleichen, magern Hand, streckt den Arm weit über das Geländer, zögert, als könne er sich nicht entschliessen, öffnet die Finger...

Es dauert einige Sekunden, die ihm und Trini lang vorkommen, bis der Aufschlag ihnen ankündigt, dass das Paket im Wasser versunken sei. Der Schlag tönt lauter als das Rauschen. Sie schrecken beide zusammen, als haben sie damit die schlafende Stadt geweckt.

Dann lächelt Trini: „Dort findet ihn niemand mehr, den Stempel. Damit ist die letzte Spur dieser peinlichen Angelegenheit verschwunden und vergessen. Notwehr war es...“ sagt sie leise und erlost.

Schritte nähern sich langsam und in gleichmässigem Trapp vom jenseitigen Ufer. Trini und Peter erkennen den Polizisten, der seine Nachtrunde macht. Sie bleiben wie angenagelt stehen, drängen sich noch mehr aneinander, dass ihre Körper ein eng verschlungenes Paar werden. Sie staunen starr den Rhein hinunter, da sie nicht wissen, was tun, wohin blicken.

Der Polizist ist in ihrem Rücken angekommen. Langsam, als zaudre er, wandert er hinter ihnen vorbei, kehrt sich nach drei Schritten wieder um, wartet. Dann sagt er mit einer ruhigen, väterlich-warmen Stimme: „Es ist ja ganz schön hier draussen, aber die Nacht ist kalt — husch, husch, auch Verliebte gehören um diese Zeit in die Federn...“

Er kichert gemütlich. Als wollte Peter ihn in seinem Eindruck bestärken, sie seien blass zwei Verliebte, zieht er Trini plötzlich fest an sich und küsst sie, die ihn erstaunt gewähren lässt und ihm den Kuss herzlich zurückgibt. Dann schlendern sie eng aneinandergepresst nach der andern Seite davon, bis sie im Schatten der ersten Strasse untertauchen.

Sie fühlen sich auf einmal unerklärlich müde, der Weg bis nach Hause ist lang. Auch droben im Dachstock der Mietskasernen geht jedes erschöpft nach seinem Zimmer. „Und schlaf noch einmal gut“, flüstert Trini — „Du auch“, antwortet Peter kaum hörbar aber fröhlich, „du auch, Schwesterlein...“

Trotz ihrer Müdigkeit kann Trini nicht sofort einschlafen. Der nahe Morgen



Im Frieden des Berner Oberlandes. — Bei Mürren

bringt die Abreise. Ihre Gedanken kehren noch einmal zu Vater zurück. Warum wohl auf einmal? Sie haben sich seit jenem Besuch nicht mehr gesehen. Ob sie sich je wieder sehen werden? Kaum — Er ist für Trini schon wie ein Mensch, den man bereits begraben hat.

Und ihre Gedanken sind wieder bei Peter auf der Brücke. Sie erlebt diese eigentümliche Stimmung noch einmal ganz deutlich. Ihrem Gefühl ist die Stunde über dem Rhein so nahe und so fern zugleich wie der Besuch bei Vater. Sie spürt Peters Gestalt neben sich, als presse er seine Schultern fröstelnd gegen sie. Sie erinnert sich nicht mehr, ob sie viele Worte miteinander gesprochen haben. Sie lauscht dem Strom. Das Lied seiner Wellen singt sie endlich in den Schlaf. Da ist ihr im Traum, vor unendlich ferner Zeit sei sie einmal mit Peter auf

einer Brücke gestanden, unter welcher die Flut vorbeiwanderte, rauschte, wanderte...

2. Kapitel

Sie schaute neben ihm über das Geländer in die wogenden dunklen Wasser hinab, lange — lange —

Kein Wort redeten sie miteinander, Trini und Grossvater Frei. Das mächtige Schiff hob und senkte sich. Die Wellen des Atlantischen sprangen an seinem Bug empor. Aber ihr Gischt erreichte die beiden Gestalten nicht, die aneinander geschoben an die Reeling lehnten und in die Nacht hinaus staunten, welche alles deckte. Sternenlos war sie und von einer grauen, eigentümlichen Helle, ohne eine Linie, ohne eine Form, ohne ein Ende.

Das Licht, das aus einigen Kabinenfenstern und den erleuchteten Salons

des Dampfers nahe am Schiffsrumph in die Wasser hinunter glitt, liess die Wellen deutlich werden, dass Trini erkennen konnte, wie die „France“ sich vorwärts kämpfte. Manchmal rollte sie tief nach einer Seite, um sich mit einem leisen Zittern nach Sekunden der Unentschlossenheit wieder zu heben.

Es herrschte weder Sturm noch Regen. Man konnte den Wind in der Takelage kaum vernehmen. Ein Seil schlug regelmässig gegen einen harten Gegenstand. Holz knarrte leise, Ketten klickten. Nur in den Wogen war die Unruhe der letzten Tage noch mächtig geblieben. Sie trugen das Schiff auf und nieder und spielten mit ihm wie mit einer Nusschale.

Mutter Bigler lag drunter in der engen Kabine. Sie hatte sich auf der ganzen Überfahrt nie wohlgefühlt. Grossvater Frei spürte dagegen nicht die geringste Anwandlung einer Seekrankheit, obwohl er zum ersten Mal Meer und Schiffe sah. Er kam sich mit seiner Reisemütze, die er keck über das silberne Haar gezogen hatte, wie ein alter Seebär vor und erzählte jedem, der es hören wollte, voll Stolz, dass ihn einer der Matrosen in allem Ernst gefragt habe, ob er eigentlich ein pensionierter Schiffsoffizier sei, der das Meer wie seinen Hosensack auswendig kenne?

Seither duldet er auch bei schlechtem Wetter nicht die geringste Übelkeit. Er riss sich in wirrem Eigensinn zusammen: ein pensionierter Seeoffizier darf sich von jener lächerlichen Schwäche der Landratten nicht bang machen lassen.

Da auch Trini am liebsten die Nächte durchwachte und bei Tage in einem Liegestuhle schlummerte, leistete er ihr oft Gesellschaft. Peter war selten zu treffen. Trini hatte besorgt gesehen, dass er sich einer Gruppe eigentlich fremdländisch wirkender Gesellen angeschlossen hätte.

Durch das Fenster, das sich vom geschlossenen Deck nach dem inneren Rauchsalon öffnete, hatte sie beobachtet, wie er mit ihnen leidenschaftlich Karten spielte, Stunde um Stunde. Ein gewisser Pratschinsky, der auch bei Tisch in ihrer Nähe sass, schien sich zu Peters besonderem Freund entwickeln zu wollen. Trini war dagegen machtlos. Peter liess sich von ihr nicht in seine Freundschaften dreinreden. Er war kein Kind mehr.

Als ihm Grossvater Frei einmal wegen Pratschinsky eine warnende Bemerkung machte, schnauzte er den alten Mann hart an. Pratschinsky war der dritte Passagier in der Viererkabine, in welcher Peter im oberen Bett neben der Schiffsluke schlief, Grossvater Frei im untern, Pratschinsky lag im oberen Bett gegen die Innenwand. Das vierte untere Bett war leer.

Hier hatte Grossvater Frei seine Habeseligkeiten in sorgfältiger Ordnung offen ausgebreitet, wie er es als junger Soldat in der Rekrutenschule bei der Auslegereiordnung gelernt hatte. Er störte nie-

manden damit. Nur die Geige nahm er schon nach der ersten Nacht mit einem misstrauischen Blick gegen den Fremden weg und trug sie nach der Kabine der Frauen zu Mutter Bigler und Trini hinüber. So ungern er sich von seinem Instrument trennte, sie schien ihm dort in besserer Sicherheit zu sein. Täglich kam er sie mindestens einmal besuchen, um ihr vom Meer und den andern Reisenden zu erzählen.

Trini war das breitbackige Gesicht Pratischinskys bereits im Zug zwischen Paris und Le Havre aufgefallen. Es hatte sie unangenehm berührt. Sie hatte es rasch vergessen, da andere Eindrücke stärker wurden und sich in überstürzender Fülle folgten.

Vor einer Woehe hatten die Bigler daheim am Bahnhof Abschied genommen.

Zoll und Passkontrolle waren in einem Schwall von Erklärungen und Gesprächen rasch erledigt worden. Als der Schnellzug endlich durch die heitere Landschaft des herbstlich hüppigen Frankreich fuhr, an wenigen Stationen hielt, die Lokomotive wechselte und weiterraste, wurde Mutter Bigler als erste unter den Auswanderern still. Sie mochte nichts essen, schaute aus dem Fenster und wischte sich manchmal in einer unbefolzenen Bewegung verstohlen mit dem Handrücken über die Augen, als schämte sie sich der Tränen, die sie nicht ganz unterdrücken konnte.

Eine Stunde in Paris folgte, das Umsteigen von einem Bahnhof zum andern,

eine kurze Zeit im Trubel und Gewirr der Grossstadt, als der Abend schon hereingebrochen war und die Lichter in allen Strassen und Fenstern funkelten. In der Aufregung der Fremde und des Reisens, der Mühe mit den Koffern und Taschen, der ungewohnt klingenden Sprache, deren wenige Fragen und Antworten man sorgfältig zusammenstellen musste — Trini besorgte das und die andern überliessen es ihr mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der sie ihr daheim die Reisevorbereitungen überlassen hatten — empfing Trini kaum einen bleibenden Eindruck der Stadt, auf die sie sich doch mit einer hellen Ungeduld gefreut hatte.

Nachher kam das Meer und mit dem Meer das erschreckend grosse Schiff, die „France“.

Es war, als ob Grossvater, der sich den ganzen Tag über still verhalten hatte, nun plötzlich aufwache. Kaum hatte er seine Kabine drunten im Schiffsraum bezogen, sein Bett untersucht und umständlich belegt, so zog er auf Entdeckungen aus, deren Ergebnisse er mit strahlender Miene Mutter Bigler und Trini brachte, so dass selbst Mutter Bigler das Leid der Trennung von daheim leichter wurde.

Die Frauen hielten sich von den andern Reisenden fern. Man grüsste sich mit einem scheuen Kopfnicken in den Gängen und bei Tisch. Mutter blieb am zweiten Morgen lieber liegen und überliess auch jetzt alle Sorge wieder Trini, die sich bald als professionelle Reise-

begleiterin vorkam, welcher die Überfahrt über den Atlantischen zur Selbstverständlichkeit wurde, da sie jahraus, jahrein zwischen Le Havre und Newyork hin und her zu fahren hat.

Dennoch war das Erlebnis des Ozeans für Trini so neu und ungeheuer wie für die andern. Trini empfand die ganze Stufenfolge vom leise Beängstigenden über das unerhört Packende zum restlos Beglückenden einer solchen Überfahrt vielleicht noch stärker als Mutter oder Peter oder gar Grossvater, da sie alles bewusster aufzunehmen bereit war, wie ihr auch die grossen Fragen der Zukunft klarer blieben als allen andern.

Während sie hier an der Reeling in die Nacht hinein träumte, fiel ihr diese Sorge um das, was wohl drüben auf sie warte, in grellem Aufschrecken neu ein. Und als habe der plötzliche Gedanke bei Grossvater Frei die gleichen Überlegungen geweckt, so begann der Alte aus seinem Schweigen heraus unvergängt leise und eindringlich auf Trini einzureden. Er sprach hastig, als habe er sich das, was er jetzt sagen wollte, längst ausgedacht. Er sprach in einer verworrenen Ausführlichkeit von Dingen, von Verhältnissen, die er gar nicht kannte und die ihm dennoch vertraut wie die Kapitel seines eigenen Lebens vorkamen.

Er sprach von Katharina Biglers ernster Sendung... Er schilderte die herrlichen Abende einer Erstaufführung in der Metropolitan Opera, dem berühmtesten Musikpalast der Welt. Er erlebte die Stunden des durchschlagenden Erfolges, der Trini nach seiner Auffassung unbedingt beschieden war, zitternd mit. Das Meer, das unter ihnen in der Finsternis rauschte, war das Orchester, dessen rauschende Symphonien den Triumph Trinis begleiteten.

Wie er selbst an jenem Abend, da Trini zum allererstenmal in Newyork auftreten würde, am liebsten zu oberst auf der vordersten Reihe des obersten Ranges sitzen werde! Später — dann ziehe auch er eine Balkonloge vor, natürlich... Aber das erste Mal — das musste ein Wiedererstehen der glücklichsten Stunden seiner eigenen Jugend werden, da er als Knabe — wie alt er gewesen war? zwölfjährig höchstens... mit kurzen Hosen und nackten Waden eines Abends die endlose Wendeltreppe nach dem billigsten obersten Rang des Stadttheaters hinaufkletterte, mitten in der vordersten Reihe seinen Platz hatte und zum allersten Mal von der Wunderwelt der Musik erfasst und in ein ganz neues Dasein hinübergetragen wurde. Der «Freischütz» war es, den er damals als erste Oper zu hören bekam.

Er erzählte in dieser Nacht auf dem Meer Trini die kleinsten Eindrücke jenes entscheidenden Erlebnisses, die er in den vielen Jahren seiner Musikerlaufbahn alle sorgsam in seinem Herzen behalten hatte und die ihm nun im Alter wieder so ungetrübt erwachten, als ob er erst gestern der kleine Junge gewesen sei. (Fortsetzung folgt)



Herr Emil Meyer, Adjunkt des Staatsarchivs des Kantons Bern, hat am 30. Mai 1946 seinen 60. Geburtstag gefeiert. Eine ganze Generation von Doktoranden und Geschichtsforschern weiss seine emsige Hilfs- und Dienstbereitschaft zu schätzen — wie dies der folgende Sang, dem Jubilar gewidmet von seinen Kollegen am Staatsarchiv, schildert:

Aemilius Major, Archivarius
Ist allnunmehr Sexagenarius.
Er hat im Berner Staatsarchive
In grauer Paperassen Tiefe
Verbracht der Jahre zwounddreissig,
Stets rührig, glimpfig, buschper, fleissig,
Vir vere doctus, wohlbelesen,
Dazu von conciliantem Wesen.
Und wann jemal ein Studiosus
Wär desperatus vel morosus —
Weil dieser arme junge Mann
Den Zämemhang nicht finden kann —
Aemilius Major ist erbötig
Zur Hilfe, die hier bitter nötig:
Er setzt zum trauervollen Cur
Das Quia und das Igitur.
Und wär das Ding noch so verzwickt,
Subtil, abwegig und vertrackt,
Es wird in kurzer Frist gefunden
Zum Heil des hocherfreuten Kunden,
Der damit kriegt für seine Di-
ss das letzte Tüpfelein auf das i

Und het e Meinig wie nes Tenn(s)tor.
(Ob er's auch dankt dem stillen Mentor?)
So wär noch manches sonst zu singen
Von vielen kunterbunten Dingen,
Die jeder Alltag bringt in Fülle
In des Archives traute Stille
Und die stets, was die Zeit auch gaukelt,
Aemilius Major kundig schaukelt.
Ins siebente Jahrzehnt den Schritt
Tut heut' er; doch — me gäb' ihm's nit!
Dass viel Jahr mir hie ne ggeh no,
Das wünschen wir ihm all' in pleno.
Mit Eau de cerises zum Inhalieren
Sinceriter wir gratulieren!
Am Auffahrtstag 1946. C. L.